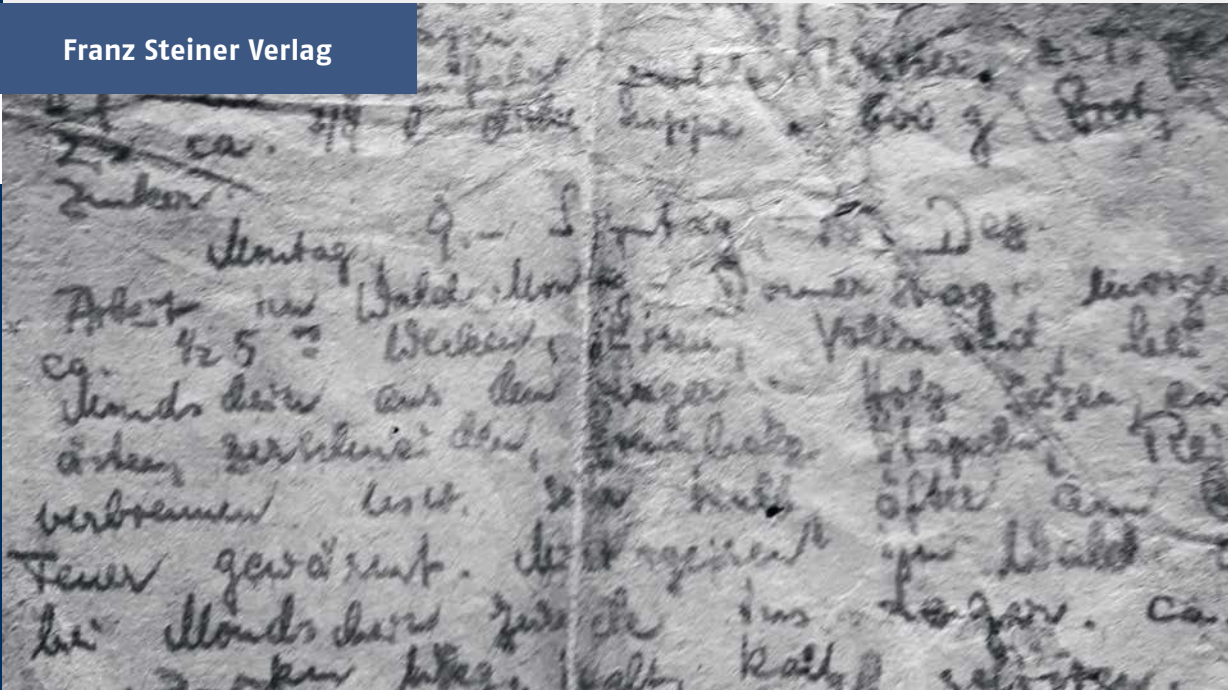


Rudolf Bernhardt

Tagebuchaufzeichnungen aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft 1945–1947

Franz Steiner Verlag





Tagebuchaufzeichnungen aus
sowjetischer Kriegsgefangenschaft
1945–1947

Rudolf Bernhardt

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Christoph Bernhardt

Franz Steiner Verlag

Umschlagabbildung:
Rudolf Bernhardt: Notizzettel aus der Kriegsgefangenschaft, Familienarchiv Bernhardt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
dnb.d-nb.de abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2024
www.steiner-verlag.de

Layout und Herstellung durch den Verlag

Satz: DTP + TEXT Eva Burri, Stuttgart

Druck: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-13467-5 (Print)

ISBN 978-3-515-13469-9 (E-Book)

DOI 10.25162/9783515134699

Vorwort

Den hier vorgelegten Bericht über seine Erlebnisse in den zwei Jahren sowjetischer Kriegsgefangenschaft zwischen Mai 1945 und Juli 1947 hat mein Vater Rudolf Bernhardt (1925–2021) als 22jähriger gleich nach der Entlassung und Rückkehr in seine Heimatstadt Kassel verfasst. Das im Herbst 1948 abgeschlossene Manuskript erstellte er auf der Grundlage von Tagebuchnotizen, die er in der Kriegsgefangenschaft niederschreiben und unter schwierigen Umständen aufbewahren und nach Hause mitnehmen konnte. Nachdem das Manuskript gut sieben Jahrzehnte weitgehend unbeachtet unter seinen Papieren lag, entschloss er sich kurz vor seinem Tod im Jahr 2021 zur Veröffentlichung und bat mich diese zu betreuen. Hier wiedergegeben ist die Fassung des Manuskripts von 1948, deren Aufbereitung für den Druck die editorische Notiz am Ende dieses Bandes erläutert.

Meinem Vater war trotz der extremen Strapazen und gesundheitlichen Belastungen während der Gefangenschaft ein langes, erfülltes Leben vergönnt. Beruflich machte er sich einen Namen als Rechtswissenschaftler mit den Schwerpunkten des Völkerrechts und der Menschenrechte sowie als langjähriger Direktor des Max-Planck-Institutes für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht in Heidelberg und Vizepräsident des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte. In einem Nachwort zu den Aufzeichnungen erörtere ich einige Aspekte seiner Berufsbiographie vor dem Hintergrund der Erlebnisse in der Gefangenschaft und verorte seinen Bericht, mit einem Blick auf die einschlägige historische Forschung, im Spektrum anderer publizierter Erinnerungen an die sowjetische Kriegsgefangenschaft.

Meiner Mutter Dagmar Bernhardt und meinen Geschwistern Jörg Bernhardt, Lorenz Bernhardt und Stephanie Herfarth, geb. Bernhardt, danke ich sehr herzlich für ihren Zuspruch und ihre Unterstützung bei der Herausgabe dieses Buches. Ebenfalls gedankt sei den Kollegen Michael Wildt und Magnus Brechtken für hilfreiche Hinweise auf dem Weg zur Veröffentlichung sowie auf Seiten des Verlags Josefina Algieri und Katharina Stüdemann für ihre engagierte Unterstützung und Betreuung der Publikation.

Christoph Bernhardt

Berlin, im Dezember 2023

Inhaltsverzeichnis

Tagebuchaufzeichnungen

I. Von Potsdam nach Posen.....	11
II. Von Posen nach Kasan / Im Lager.....	19
III. Von Kasan nach Petrowsk / Im Lager.....	27
IV. In Lagern um Petrowsk.....	47
V. Von Petrowsk nach Kineschma / Im Lager.....	61
VI. Im Hospital Schuja und Rückfahrt.....	91

Nachwort

CHRISTOPH BERNHARDT

Die Tagebuchaufzeichnungen Rudolf Bernhardts aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft 1945–1947	127
---	-----

Editorische Notiz.....	147
-------------------------------	------------

Anhang: Abbildungen.....	151
---------------------------------	------------

Tagebuchaufzeichnungen

I. Von Potsdam nach Posen¹

Dienstag, 1. Mai 1945, 12 Uhr mittags. Ich habe mir gerade meinen durch Handgranatensplitter verletzten Daumen verbinden lassen, als die letzten Schüsse krachen und die letzten russischen Handgranaten im Kellereingang der Kaserne Potsdam-Eiche zerplatzen. An der Kelleröffnung ertönen russische Befehle, die ersten deutschen Landser kommen mit erhobenen Händen aus dem Dunkel hervor. Der Kampf ist zu Ende. Ist das auch unser Ende? Sind die Russen so bestialisch, wie man sie uns immer geschildert hat? Solche Fragen gehen uns durch den Kopf, als wir den Rotarmisten gegenüberstehen. „Kamerad, U-uhr, Uhr!“, mit einem raschen Griff in unsere Taschen und an das Handgelenk versuchen sie, Ringe, Uhren und sonstige ihnen wertvoll erscheinende Dinge an sich zu bringen. Ein Kolbenstoß in den Rücken beschleunigt meine Schritte und geblendet stehe ich im strahlenden Sonnenlicht des ersten Maitages.

Trotz all des Geschreis scheint eine sonntägliche Stille zu herrschen, nachdem sich noch vor kurzem die Waffen im Lärm überbieten wollten. Über hundert deutsche Landser stehen und liegen auf der Grasfläche zwischen den Kasernenblocks, immer noch kommen neue hinzu. Vermutungen werden geäußert, was weiter geschehen wird. Einer will aus den Gesprächen der Russen herausgehört haben, jeder Dritte von uns würde erschossen. Einzelne trennen fieberhaft Unteroffizierslitzten und andere Rangabzeichen von ihren Uniformen. Deutsche Offiziere werden von Russenposten herangeführt und lagern neben uns. Unter den herumstehenden Landsern sehe ich zwei Bekannte, alle anderen sind mir fremd. Es sind alte Volkssturmmänner, die man noch in diesen sinnlosen Endkampf hineingehetzt hat, und 16–17-jährige Jungen aus dem Arbeitsdienst. In weitem Umkreis stehen russische Wachposten mit schußbereiten Maschinenpistolen.

¹ Das Originalmanuskript enthält nur die römischen Ziffern ohne Ortsangaben; diese wurden vom Herausgeber als Kapitelüberschrift zur besseren Orientierung für die Leser*innen eingefügt. Die im Original ausgeschriebenen Nachnamen von Mitgefangenen wurden im Interesse der Wahrung möglicher Persönlichkeitsrechte mit den ersten Buchstaben des Namens abgekürzt. Siehe dazu auch die Anmerkung in der Editorischen Notiz am Ende des Bandes, S. 148 f.

Aus einer entfernt stehenden Gruppe russischer Offiziere kommen einige herbei und einer von ihnen fragt, ob jemand Russisch versteht. Zögernd treten drei Mann vor. Der Offizier hält eine kurze Ansprache, die von den vorgetretenen Dolmetschern übersetzt wird: Waffen, Patronen, Messer jeder Art und Uhren sollen sofort abgeliefert werden. Zuwiderhandelnde würden kurzerhand erschossen. Einige Uhren und Taschenmesser, ein paar Schuß Munition kommen zum Vorschein und werden auf einer Zeltbahn fortgetragen. Dann sollen wir in Viererreihen antreten. Nach vielem Drängen und Schieben wird abgezählt. Der Dolmetscher übersetzt, jeder Fluchtversuch habe sofortiges Erschießen zur Folge. Etwas später setzt sich eine Kolonne von fast 500 deutschen Kriegsgefangenen in Bewegung.

Es ist ein trauriger Zug, schmutzige Gestalten, zerlumpt, manche mit durchbluteten Verbänden, stumpf vor sich hinstarrend. Über all dem Elend leuchtet ein strahlender Himmel. In kurzen Abständen stoßen kleinere Gefangenentrupps zu uns. Einmal sehen wir, wie abseits ein deutscher Landser erschossen wird. An der Straße stehen zerschossene Panzer und zurückgebliebene Geschütze. Aus den Häuserruinen am Wegrand schauen ängstlich blasse Frauen- und Kindergesichter, weiße Tücher sollen bekunden, daß sie um Schonung bitten. So beginnt für sie und für uns der „Wonnemonat Mai“. Langsam schiebt sich unser Gefangenenzug weiter. Als es Abend wird, übernachten wir in einer Scheune.

Die nächsten Tage bringen wenig Neues. Scheinbar ohne festes Ziel führen die begleitenden Russenposten den langen Zug des Elends in der Gegend westlich Berlin kreuz und quer. Übernachtet wird in Scheunen oder im Freien. Zu essen gibt es nichts; das wenige, was wir noch einstecken haben, ist bald verzehrt. Wenn auf den Feldern am Straßenrand Kartoffel- oder Rübenmieten stehen, stürzen 10–20 Mann darauf zu. Froh ist derjenige, der ein paar Kartoffeln ausbuddeln kann, bevor die an der Seite gehenden Wachmannschaften mit Kolbenstößen dazwischenfahren. Die russischen Begleiter sind im allgemeinen recht freundlich. Sie haben den Befehl, uns bis zu einem bestimmten Ort zu begleiten, und trösten uns, wir bekämen bald zu essen.

Am 5. Mai gegen Abend gibt es bei dem Bahnhof Finkenkrug eine längere Rast. Jeder setzt sich müde und schlapp hin, wo er gerade steht. Wie ein Lauffeuer geht es durch die Kolonne: Hier gibt es Verpflegung! Bald werden auch wirklich Brot und Suppe verteilt, man schlingt seine Portion hinunter und ist froh, daß der nächste Tag ein Ruhetag sein soll. Unser Gefangenenzug ist auf über 1000 Mann angewachsen; dicht gedrängt schlafen wir in einem großen Versammlungshaus.

Nach dem Ruhetag geht es etwas ausgeruht weiter am Nordrand von Berlin entlang. An der Seite der Straße stehen Frauen und Mädchen. Dankbar nehmen wir einen Schluck Wasser an, denn es ist heiß und die Kehlen sind ausgetrocknet. Die Wachmannschaft hat gewechselt; die neuen Begleiter schlagen rücksichtslos auf jeden ein, der etwas zurückbleibt. Auch Zivilisten marschieren in unserer Kolonne mit, sie sind ohne viel Federlesen in den Zug eingereiht worden. Ein Junge von 15 Jahren wird vor seinem Elternhaus unter den Augen seiner Mutter zwischen uns gestoßen und muß mitmarschieren. Wohin?

Am 9. Mai kommen wir bei Biesenthal in ein Gefangenen-Durchgangslager; wir erfahren, daß der Krieg zu Ende ist. Die Kapitulations-Urkunde ist unterzeichnet und die letzten deutschen Verbände haben die Waffen gestreckt. Zwei Tage bleiben wir im Lager Biesenthal. Die Sonne brennt vom Himmel. Etwas Brot und dünne Suppe stillen den schlimmsten Hunger. Ich bekomme einen neuen Verband für meinen Daumen, dessen vorderes Glied völlig vereitert ist. Als wir am 11. Mai das Lager zum Weitemarsch verlassen, werden wir gründlich „gefilzt“. Die russische Wachmannschaft untersucht und befühlt jeden einzelnen nach verbotenen Gegenständen. Daß dabei auch Ringe und sonstige Wertsachen in den Taschen der Russen verschwinden, hängt davon ab, was der einzelne Posten gebrauchen kann.

Diese „Filzungen“ wiederholen sich von nun ab in jedem Durchgangslager. Manchmal werden sie von Mitgefangenen, die in den Lagern Vertrauensstellungen innehaben, durchgeführt. Meist sind es Ungarn und Polen, aber auch Deutsche. Sie überprüfen uns noch gründlicher als die Russen und eignen sich oft das letzte Paar Strümpfe und die letzten Zigaretten an. Ein umfangreicher Tauschverkehr entwickelt sich unterwegs auf dem Marsch, da die Russenposten das, was ihnen bei den Durchsuchungen entgangen ist, gegen Lebensmittel einhandeln. Ein begehrter Artikel sind deutsche Soldatenstiefel, die gegen ein Paar dürrtige Schnürschuhe unter Beigabe von „Fressalien“ ihre Besitzer wechseln.

Der Mai meint es, was die Hitze anbelangt, wirklich sehr gut. Die täglichen Märsche, manchmal 30–40 Kilometer, in langer Kolonne von mehreren tausend Mann, lassen jeden am Abend todmüde und erschöpft unter freiem Himmel einschlafen. Die Brunnen und Wasserpumpen am Wegrand können nicht genug Wasser liefern, um den Durst aller zu löschen. Am 12. Mai erreichen wir das Durchgangslager Wrietzen. Hier werden wir zum ersten Mal entlaust, obwohl wir noch keine Läuse entdeckt haben. Dabei müssen auch die Haupthaare geopfert werden, da als Einheitshaarschnitt Glatze befohlen ist. Recht ungewohnt und komisch ist uns zuerst dieser kahlköpfige Anblick, doch wir werden ja leider lange, lange Zeit haben, uns daran zu gewöhnen.

Der Marsch von Berlin bis Küstrin bietet uns ein erschreckendes Bild der Vernichtung. Die Ortschaften sind ausgestorben, da die meisten Einwohner geflüchtet sind. Die Kämpfe haben viele der verlassenen Höfe in Ruinen verwandelt. Oft dringt uns ein ekelhafter Gestank in die Nase; Kühe, Pferde und andere Tiere liegen verwesend auf den Wiesen und am Straßenrand. Auf den Feldern stehen Panzer- und Geschützwracks. Im Straßengraben liegen umgeworfene Trainwagen, die Begleiter liegen tot daneben. An anderer Stelle hat eine Granate eine Fahrkolonne überrascht, Pferdekadaver, Wagentrümmern und Menschenleichen bilden ein schauerhaftes Durcheinander. Das war der Totale Krieg! Einst blühende Felder und belebte Dörfer, heute verwüstete Äcker und Ruinen, aus denen nur selten ein ängstliches Gesicht hervorsieht.

Der Pfingstsonntag sieht uns im Gefangenenlager Küstrin. Es wird viel gestritten über unsere Aussichten, in nächster Zeit nach Hause zu kommen. Unterwegs auf dem Marsch haben uns höhere russische Offiziere oft genug gesagt, daß wir nur kurze Zeit

auszuhalten brauchten. Der Krieg sei zu Ende und wenn erst die Verkehrsverhältnisse wieder geregelt seien, würde jeder nach seinem Heimatort entlassen. Daß es Wahrheit wird, hoffen wir alle. Aber die Pessimisten sagen: „Das sind nur leere Versprechungen, um Fluchtversuchen vorzubeugen. Wenn wir überhaupt nochmal nach Hause kommen, können wir froh sein!“ Die Optimisten erwidern: „Die Russen sind nicht die Kerle, für die ihr sie haltet; sie halten ihr Wort!“ Abwarten und hoffen!

Am Abend des 26. Mai kommt der Befehl: Fertigmachen zum Abmarsch! Es geht zum Küstriner Bahnhof, dort werden wir in Güterwaggons verladen. Der 27. Mai ist ein Sonntag mit herrlichem Sonnenschein, unser Zug rollt in östlicher Richtung. Mittags steigen wir aus, wir sind in Posen. Nach einem Marsch durch die Stadt schließt sich das Tor des Kriegsgefangenenlagers 176 hinter uns. Das Kriegsgefangenenlager Posen stellt eine kleine Barackenstadt dar. Die Unterkünfte reichen bei weitem nicht aus, um alle Gefangenen aufzunehmen, ein Teil sucht in Zelten und unter den Baracken Zuflucht. Ein größeres Steingebäude beherbergt die Großküche, weitere 20–30 Feldküchen stehen hinter ihm, um bei der Verpflegung der Lagerinsassen zu helfen.

In einer Reihe von Sanitätsbaracken liegen Kranke und Verwundete, täglich kommen neue hinzu. Das ganze Lager ist in Zonen eingeteilt, Kompanien sind aufgestellt und wieder zu Bataillonen zusammengefasst. Die innere Verwaltung des Lagers liegt in den Händen der Deutschen. Eine Lagerpolizei sorgt für Ordnung. Den Baracken fehlen Türen und Fenster, auch sind sie ohne jegliche Einrichtung. Doch an das Schlafen auf Fußböden und rohen Holzpritschen haben wir uns längst gewöhnt. Die Lagerbelegschaft beträgt zeitweise 40–50000 Mann; viele schlafen unter freiem Himmel; teils weil sonst kein Platz ist, teils weil sie vor den Wanzen flüchten, die den Aufenthalt in den Baracken zur Qual und den Schlaf unmöglich machen. In ein paar Baracken sind Entlausungsanstalten und Waschräume eingerichtet, ein Gebäude enthält einen großen Raum für Vorträge und kulturelle Veranstaltungen. Ein hoher dreifacher Stacheldrahtzaun umschließt das ganze Lager, von Wachtürmen aus beobachten russische Posten die Umzäunung, die nachts von starken Scheinwerfern angestrahlt wird.

Als ich am Sonntag, dem 27. Mai, das Posener Lager betrat, konnte ich mich kaum noch auf den Beinen halten. Mein Magen hatte die eintönige, ungewohnte Verpflegung in Küstrin nicht vertragen und deshalb wurde ich hier in die sogenannte Durchfallbaracke eingewiesen. Die ersten Tage liege ich ermattet auf der Pritsche; nach der vom Arzt verordneten dreitägigen Hungerkur fühle ich mich wieder wohler und kann nach zehn Tagen aus der Krankenbaracke entlassen werden. Ich werde einer der vielen Kompanien des Lagers zugewiesen. Ein eintöniges Leben beginnt. Tagsüber liegen wir in der Sonne und warten auf die nächste Mahlzeit. Morgens und mittags löffeln wir unsere Suppe, nachmittags gibt es einen Kanten Brot und Kaffee. Es reicht nicht zum Sattwerden, doch was können wir für das Faulenzen mehr verlangen?

Mitglieder des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ – der von deutschen Kriegsgefangenen in Rußland gegründeten Organisation gegen die Hitlerherrschaft – halten aufklärende Vorträge über Sowjetrußland. Sie versuchen, uns mit viel Stimmaufwand

von den Vorzügen dieses Landes gegenüber den kapitalistischen westlichen Staaten zu überzeugen. Erst hier erfahre ich mit Abscheu von all den Verbrechen und Grausamkeiten, die mit der 12-jährigen Herrschaft des National-Sozialismus verbunden waren. Der Militarismus wird auf das Schärfste angeprangert, das deutsche Offizierskorps als Hauptträger der Kriegsschuld bezeichnet. „Weshalb bekommen dann die vielen deutschen Offiziere, die in besonderen Kompanien zusammengefaßt sind, bessere Verpflegung als wir?“, fragen viele; warum werden sie mit Tabak versorgt, während wir keinen erhalten?

An den Brackenwänden hängen große Plakate, die den preußischen Unteroffiziersdrill verhöhnen und zurückweisen. Wenige Tage später muß die ganze, Zehntausende umfassende Lagerbesatzung Ehrenbezeugungen und Stillstehen nach altbewährtem Kasernenhof-Muster üben. Als Grund wird angegeben, daß der russische Lagerkommandant und seine Offiziere nicht richtig begrüßt worden seien.

Was uns am meisten interessiert, ist die Frage nach unserer Zukunft. Doch über diese Zukunft breitet sich ein geheimnisvolles Dunkel. Wir werden ärztlich untersucht und von russischen Ärztinnen in die Arbeitsgruppen I–IV eingeteilt, wobei Gruppe I die Kräftigsten umfaßt. In kurzen Abständen verlassen Transporte von Arbeitsfähigen das Lager, wohin es geht, erfahren wir nicht. Wir wissen nur, daß sie am Bahnhof von Posen in Waggons verladen werden. Von russischen und deutschen Vorgesetzten wird uns erzählt, die Transporte gingen zum Arbeitseinsatz in deutsche und polnische Gebiete, doch das Gerücht hält sich hartnäckig, daß wir alle Sowjetrußland kennenlernen werden. Für die abgehenden Transporte kommen wieder neue an. Ich selbst bin vorläufig noch in ärztlicher Behandlung, da mein Daumen eitert und nur langsam heilen will.

Jeden Morgen treten einige tausend Mann der Lagerbesatzung zum Arbeitsdienst an. Lange Kolonnen stehen auf der Lagerstraße und warten darauf, daß das Tor sich öffnet. Viele melden sich freiwillig zur Arbeit; nicht aus Idealismus sondern um eine Abwechslung im eintönigen Lagerleben zu haben, und vor allem, um dabei zusätzliches Essen zu bekommen. Wer noch irgendwelche Dinge wie Lederhandschuhe, Kommißstiefel und Zigarettenetuis im Besitz hat, will diese möglichst vorteilhaft gegen Eßwaren eintauschen. Außerdem fällt oft bei den Arbeitskommandos ein warmes Mittagessen ab, und abends erwartet diese Glücklichen noch die volle Lagerverpflegung. Morgens beim Ausmarsch aus dem Lager beginnt das Rätselraten, wohin es geht. Sehr beliebt sind Kommandos unter polnischer Bewachung; bei diesen ist das Essen meist besser als bei den „Russen-Kommandos“. Ich marschiere ein paar Mal mit hinaus; im Gaswerk der Stadt Posen müssen wir Kohle und Schlacke schaufeln, eine für unsere Begriffe gute Suppe ist der Lohn für unsere Arbeit. Für die Stadtverwaltung müssen wir aus zerstörten Stadtvierteln Schutt wegfahren. Ein anderes Mal fahren wir zu einem Vorortbahnhof und schaufeln dort Kohle.

Mit den polnischen Wächtern und auch den Zivilisten kommen wir gut aus. Oft erzählen sie uns, wie schlecht es ihnen selbst geht. Die Preise seien so gestiegen, daß